

Die

B r i e f t a s c h e.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung:
„Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend

— No. 8. —

den 20. Februar 1830.

Unpartheiſches Gutachten über das neue
Berliner Geſangbuch.

(Beſchluß.)

Die Synode von 1817. wollte in der Geſangbuch-
commiſſion durch Theologen von den verſchiedenſten
Anſichten, die verſchiedenſten Auffaſſungsweiſen der
Chriſtlichen Glaubenslehre repräſentiren laſſen. In
dieſer Miſchung der Commiſſion ſcheint die ſeltſame
Miſchung im neuen Geſangbuch von alten rechtgläu-
bigen Kernliedern und von ſehr matten glaubenslo-
ſen, zum Theil aus dem Geſangbuch von 1779 ent-
lehnten Liedern ihren Grund zu haben; eben ſo die
dogmatiſche Inconſequenz des Corrigirens, daß z. B.
Engel und Teufel aus einigen Liedern geſtrichen wur-
den, in andern ſtehen blieben, und endlich die ſprach-
liche Inconſequenz, da man alte Ausdrücke bald bei-
gehalten, bald durch andere erſetzt hat. Statt allen
zu Danke zu ſeyn, wird dieſes Geſangbuch daher Nie-
mandem zu Danke ſeyn, denn Conſequenz verlangt
ein Jeder. Es hat die Commiſſion, indem ſie allzu
tolerant ſich in Alle ſchicken, alle einzelne Auffaſſungs-
weiſen auffaſſen, alle Parteien unter ihre Schatten
einladen wollte, wie der Dornſtrauch Joſhams*), ein
Geſangbuch geliefert, deſſen Charakter Charakterloſig-
keit iſt, und welches ſchon deswegen nie die Liebe
und das Vertrauen der Gemeinen genießen wird.
Das iſt kein Geſangbuch für unſre Zeit, der es nicht
oft genug gepredigt werden kann: wer nicht für mich
iſt, iſt wider mich. Seyd feſt und unbeweglich!

Wie ſehr verdient nicht das alte Porſtſche Geſang-

buch entſchieden den Vorzug vor dieſem neuen! Nicht
als wollten wir alle und jede Lieder des Porſtſchen
Geſangbuchs vertreten, wir ſind vielmehr überzeugt,
daß jeder, der ein Geſangbuch herausgibt, welches
über 400 Lieder etwa enthält, Gefahr läuft, auch
mittelmäßige aufzunehmen. Aber es war ja ein Leicht-
tes, bei einer neuen Ausgabe des Porſtſchen Geſang-
buchs manches Lied wegzulaſſen, gute hinzuzufügen.
Man konnte auch wirklich veraltete unverſtändliche Aus-
drücke mit wahrhaft ſchonender Hand (wenn dieſes über-
haupt möglich) ſo ändern, daß den alten Liedern ihr
eigenthümliches Gepräge blieb, oder beſſer, man konnte
ſolche Ausdrücke — ſie ſind ſelten — nach Art frü-
herer Geſangbücher, durch kurze Noten unter den
Verſen erklären.

Abgeſehen von dieſen etwanigen mehr unwesentli-
chen Mängeln, wie iſt doch das Porſtſche Geſang-
buch in Einem Sinn und Glauben unſrer Kirche
geſammelt, geordnet. Das ewige feſte Wort Gottes
war dem alten Porſt bei ſeiner Arbeit eine Leuchte
ſeines Fußes, ein Licht auf ſeinen Wegen das einzige
Licht, mit welchem er die Lieder beleuchtete. Daher
enthält ſein Geſangbuch einen ſolchen Schatz origi-
naler, bibliſcher Kernlieder, unentſtellter, unverdorbe-
ner, wie ſie aus dem Herzen gläubiger, frommer
Dichter floſſen, die einmüthig Einem Herrn in Ei-
nem Geiſte dienten.

Ein ſolches Geſangbuch mußte bei ſo langem Ge-
brauch wie ein treuer, bewährter Freund in vielen
Chriſtlichen Familien die Herzen gewinnen. Dieſe
Chriſtlichen Herzen verſtehen auch die alte, kräftige,
ſchlichte Sprache ihres lieben Geſangbuchs ſehr wol,
ſie ſtimmt zu der Wahrhaftigkeit, Treue und dem
ſtarken Heldenglauben unſerer Väter.

*) Richter 9, 7 — 15.

Mögen die Gemeinen, welche den aus dem Glauben stammenden Trost, die Kraft, die Treue, den Segen des alten bewährten Gesangbuchs an sich erfahren haben, dasselbe doch nie undankbar gegen das neue vertauschen, welches sich nie bewähren kann, so wenig als der zerbrochene Rohrstab Egyptens. (Jesaias 36, 6.)

Der Bettler von Cambrai.

Dieser Bettler hält sich fast immer am äußern Eingange des Pariser Thores auf und streckt den Vorübergehenden einen ganz verstümmelten Arm unter kläglichen Bitten um eine Gabe entgegen.

Er ist gewissermaßen ein merkwürdiger Mensch; denn sein Schicksal durchkreuzte sich mit dem eines Mannes, an dessen Namen sich nie verlöschender Ruhm und tiefe Schande in einem solchen Grade knüpfen, daß man sein Leben für eine Erfindung eines phantasiereichen Romanendichters halten könnte, der es mit der Wahrscheinlichkeit nicht allzu genau nimmt. Eines Abends 1787 befand sich Malassart (so heißt der Bettler) in einer Schenke zu Douai mit mehreren Kameraden, Soldaten, wie er, in dem Jägerregimente von Wintimille. Einige Husaren tobten und jubelten in derselben Stube; ein blutjunger Pothringer aber, Brigadier-Fourrier, der mitten drinnen saß, überschrie sie in ausgelassener Fröhlichkeit Alle.

Der Lärm mißfiel unserm Malassart und er forderte den jungen Husaren ziemlich barsch und grob zur Ruhe auf. Dieser will die Beleidigung nicht gut seyn lassen, die Degen fliegen von beiden Seiten aus der Scheide und ein schrecklicher Hieb zerschneidet die Sehnen von Malassarts rechter Hand.

Wegen dieser Wunde verabschiedet, begiebt sich Malassart in seine Vaterstadt, wo er ein herum-schweifendes Bettlerleben beginnt, sticht und endlich auf fünf Jahre ins Suchthaus wandern muß.

Einige Monate nach seiner Freiwerdung sieht er auf dem Exercierplatze von Cambrai eines Tages die ganze Besatzung unter den Waffen. Ein Herzog und französischer Marschall hält Musterung über sie. Er drängt sich durch die Menge hindurch, um den berühmten Krieger, der sich einen so glänzenden und hohen Posten errungen, bequem besehen zu können. Es war der Husar, der ihm die Hand gelähmt hatte, es war Michael — Ney.

Während Malassart ein trübes, armseliges, lasterhaftes Leben geführt hatte, war sein ehemaliger Kamerad aus der Stufe der Ehre fast täglich immer höher gestiegen und endlich ein gefeierter General geworden. In wenigen Jahren hatte er sich bei Mentlirchen, Obermersch, Würzburg, an den Ufern der Rednitz, bei Neuwied, Diersdorf, Frankfurt, Man-

heim, Zürich, Kilmünz, Inspruk, Jena, Magdeburg, Eylau, Friedland ausgezeichnet, und war Herzog von Elchingen, Großkreuz der Ehrenlegion und Marschall des Kaiserthums.

Ney erkannte den Bettler mitten unter der um ihm wogenden Volksmenge, rief ihn zu sich, unterhielt sich freundlich mit ihm und sagte endlich, der, welcher sich einst tapfer mit ihm geschlagen, solle nicht mehr betteln. „Du sollst von mir von heute an eine Pension erhalten“ — schloß er — „die nur mit dem Tode Eines von uns beiden aufhört.“

Der edle Geber starb zuerst. Wie er sich noch, vorzüglich im russischen Feldzuge, auszeichnete und welchen Tod er fand, ist zu bekannt, als daß wir dies anzuführen nöthig hätten.

Aus dem Leben des Fürsten Poutiatine.

In öffentlichen Blättern hat man über den vor Kurzem zu Dresden, als ein hoher Achtziger verstorbene Fürsten Poutiatine, allerlei gelesen, was vielleicht Manchen veranlaßte, über den originellen Mann zu lächeln. Dahin gehört sein Regenschirm mit Glascheiben, sein Sommerwagen mit einem Blasebalg und seine Sammetmütze mit vorstehenden Augengläsern im Winter bei Schneegestöber. Wir wolten, durch die Güte eines Gönners dieser Blätter in Stand gesetzt, dem bereits Bekannten einige Momente aus dem Leben des in vieler Art seltneren Mannes hinzufügen, dabei aber bemerken, daß er ein wahrer Freund der Armen und stets bereit war, die Thränen der Leidenden zu trocknen.

Der Fürst Poutiatine ging in Dresden häufig spazieren. Weil er jedoch glaubte, es wäre möglich, daß ihn, den einsam Wandelnden, vielleicht einmal der Schlag rühren und seinem Leben ein plötzliches Ende machen könne, so trug er beständig ein silbernes Schild auf der Brust, auf welchem sein Name und Alles was über ihn Auskunft geben konnte, gravirt war. Nie verließ er seine Wohnung ohne den erwähnten Regenschirm, der, mit einem großen Haken von Fischbein versehen, von seiner rechten Schulter herabhing; an der linken hing an einem obern Knopfe ein spanisches Rohr. Da er in den Sommermonaten sich vor dem Biß der tollen Hunde außerordentlich fürchtete, so ging er um diese Zeit nie anders als in Stiefeln, deren Schäfte von Blech und schwarz lackirt waren. Im Winter fuhr er in einem Schlitten, der, dicht verschlossen, inwendig mit einem Palmbaum von Blech geschmückt war, welcher als Ofen diente und durch Spiritusfeuer geheizt wurde. Rings herum war der Schlitten mit Glascheiben verziert, so daß man den darin Sitzenden sehen konnte, der mit einnehmender Freundlichkeit die ihn Anschauenden begrüßte. Alles was Poutia-

tine that, geschah übrigens keinesweges um Aufsehen zu erregen; eben so wenig dachte er dabei an seine Person. Als er auf einem Spaziergange von muthwilligen Knaben einst begafft und verlacht wurde, blieb der gutmüthige Mann stehen, und sagte, ohne im Geringsten ärgerlich zu werden: „Kinder, es steht in der Bibel, daß man das Alter nicht verspotten soll.“ —

Auf seinem Gute Fischachwis lernte man den originellen Mann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit kennen. Eine Kegelbahn, von allen Seiten mit Glasfenstern versehen, diente ihm zugleich bei schlechtem Wetter, seine Spaziergänge, mit einem Buche in der Hand, ungehindert fortzusetzen. In seinem Zimmer saß er unter einer Wölbung in Gestalt einer Glocke, die mit Marly überzogen war, damit er von Fliegen und Mücken nicht gestört, ungehindert lesen konnte. Wahrlich eine sehr praktische Vorrichtung, um die ihn gewiß mancher Leser beneidet, der es empfunden hat wie die über alle Beschreibung zudringlichsten Geschöpfe unserer Atmosphäre — Fliegen und Mücken — einen Lesenden, Schreibenden oder Schlafenden quälen können. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; doch dieser goldne Spruch jenen Thierlein gänzlich unbekannt. Nehren wir zu unserm Fürsten zurück. War es Zeit zum Essen, so stieg er mittelst einer Versenkung, wie man sie in Theatern findet, in das untere Stockwerk seines Hauses hinab und ersparte sich dadurch die Mühe des Treppensteigens und die Gefahr des Fallens. — In seinen Reden bemerkte man eine gewisse Kargheit an Worten, so wie er stets darauf bedacht war, den passendsten Ausdruck für seine Meinung zu wählen. Einst war er in der italienischen Oper. Eine allgemein beliebte Sängerin, der er jedoch keinen Beifall schenkte, sang und spielte darin. In dem Zwischenakte wollte er einem Andern sein Urtheil über jene Künstlerin sagen, konnte jedoch, wie er, erst im reinsten Französisch und dann in etwas gebrochenem Deutsch, sich äußerte, nicht den richtigen Ausdruck, zur Beurtheilung der Sängerin finden. Dabei blieb es, der Vorhang fiel und man ging nach Hause. Einige Tage darauf begegnet der Fürst dem Herrn, der sich an jenem Tage mit ihm in der Loge befand. Des ihm damals mangelnden Ausdrucks über die Darstellung der Sängerin sich erinnernd, tritt er an ihn heran und sagt: „Mein Herr, scheu' nicht! Ich empfehle mich Ihnen!“ —

Aus dem Leben L. H. Leroy's kaiserlich
französischen Hofmodisten.

(Beschluß.)

Leroy war später Zeuge von einem erzählenswer-

then Ereigniß. Wie bekannt, machte der Kaiser großen Aufwand, verlangte dies auch von Andern, und bemerkte es deshalb sehr übel, wenn Jemand am Hofe zweimal in demselben Kleide zu erscheinen wagte. Er verlangte, daß die Damen kostbare Steine trügen und musterte alle ihre Kleidungsstücke mit scharfem Blicke. Der Glanz der Toilette war das geheimnißvolle Mittel zu seiner Gunst und nur solche Frauen, die reich gekleidet und geschmückt erschienen oder Söhne hatten, konnten einen freundlichen Blick oder ein Lächeln von dem Sieger von Austerlitz erwarten. Nach der Ernennung des Grafen von Mollin zum Finanzminister fragte er einst die Gemahlin desselben in einem rauhen Tone, warum sie keine Diamanten trage? — „Sire,“ antwortete sie mit einer Gelassenheit, die nur das Bewußtseyn, recht gethan zu haben, geben kann — „es ist bekannt, daß mein Gemahl kein großes Vermögen besitzt. Wollte ich Diamanten tragen, so würde die Welt ein Recht haben zu behaupten, der Schatz sey angegriffen worden.“ Der Kaiser wandte ihr den Rücken und am andern Morgen empfing Madam Mollin von ihm einen kostbaren Diamantenschmuck.

Als das Unglück über Napoleon hereinbrach, die Mächte Frankreich schon besetzt hielten, hatte der vom Schicksal Heimgeführte Trost bei seiner einstigen Gemahlin in Malmaison gesucht. Er fand Leroy bei Josephinen und sein Mißmuth und Aerger steigerten sich; er fürchtete, daß das Geheimniß seines Besuchs verrathen werde, aber Josephine beruhigte ihn, indem sie mit sanfter Stimme zu ihm sagte: „Sire, seyn Sie ohne Furcht: Leroy ist ein Freund, der mir treu geblieben ist.“

Eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen.

Einer der Rätthe des Königs hatte demselben den Antrag gemacht, den Arbeitern in der königl. Tabaksfabrik ein Viertel des täglichen Arbeitslohn weniger zu geben. Darauf erfolgte nachstehende Kabinettsordre: „Ich danke dem Herrn Rath für seine gute Gesinnung und seinen ökonomischen Rath, finde aber denselben um so weniger acceptable, da die armen Fabrikarbeiter ohnehin so kümmerlich leben müssen und ihre Kräfte bei den theuern Lebensmitteln vollends zusehen. Indessen will ich doch seinen Rath und die darin bemerkte gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst in Ausübung bringen. Dem zu Folge werden ihm von nun an jährlich tausend Reichsthaler am Traktamente abgezogen: mit dem Vorbehalte, daß er sich über's Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sey. Im ersten Falle will ich

ihn von seinem ohnehin so großen als unverdienten Traktamente von viertausend Reichthalern auf die Hälfte heruntersetzen, und bei dieser seiner Beruhigung seine patriotische und ökonomische Gesinnung loben und auch bei Andern, die sich diererhalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen. Potsdam, den 20. Juni 1786. Friedrich.

Witterungsnotizen.

Berechnet man die Dauer des Winters nach der Anzahl der Tage, welche zwischen dem ersten und letzten Schnee- oder Eistage liegen, so ist die gewöhnliche Dauer desselben vom Anfang November bis Anfang April, und beträgt im Durchschnitt 155 Tage. Im Winter von 17⁸³/₈₄ betrug die Dauer 183 Tage, 17⁸⁴/₈₅ 197 Tage und 18⁰⁶/₀₇ 198 Tage, dagegen im Winter 18²⁰/₂₁ nur 114 Tage. Am 1. November 1829 hatten wir bereits Schnee. In den Jahren 1788, 1805 und 1814 gab es schon Anfang Octobers Eis und Schnee, dagegen war im Jahr 1824 bis zum 18. Dezember kein Schnee gefallen. Der Winter endigte seit vielen Jahren am Frühesten im Jahr 1811, und zwar am 21. Februar, am Spättesten im Jahr 1802, wo am 1. Mai das Thermometer noch fast zwei Grad unter Null stand. Der längste, von keinem eigentlichen Thauwetter unterbrochene Frost herrschte im Winter von 17⁸³/₈₄, nämlich 72 Tage lang, 17⁸⁸/₈₉ 55 Tage, 17⁸¹/₈₂ 50 Tage, 18²²/₂₃ 42 Tage und 18²⁶/₂₇ 40 Tage. Im gegenwärtigen Winter herrscht aber seit dem 1. Dezember ununterbrochener Frost, und wenn bis zum 13. Februar kein Thauwetter eintritt, so wird die Kälte anhaltender, als sie jemals in unserer Gegend beobachtet worden. Der diesjährige Winter ist also merkwürdig nicht nur durch frühen Eintritt des Frostes, sondern auch bereits durch den ausgezeichnet kalten Dezember und Januar, ferner durch lange ununterbrochene Dauer des Frostes, durch die große Anzahl der Eis- und Schneetage und durch die große Menge des gefallenen Schnees.

Zoll-Ankeldote.

Die Thonprügel.

Damals, wie das Herzogthum Rethen in den Königl. preuß. Zollverband noch nicht aufgenommen war, reisete in einem Lohnkutschewagen Jemand von Leipzig nach Magdeburg und wählte aus besondern Rücksichten den Weg über Rethen. Unter seinem Reisegepäck befand sich auch ein Kistchen mit 300 Stück irdenen Pfeifen, von den Leipziger Musensöhnen gemeinhin nur Thonprügel genant, welche er, um sie

einem Magdeburger Freunde als Geschenk zuzustellen, sich von Grimma hatte kommen lassen, und welche ihm incl. Fracht und Emballage nicht höher, als 2 Rthlr. 8 Gr. zu stehen kamen. Auf dem Zollamte zu Radefeld angelangt, schickte er sich bereits an, die ihm deshalb abverlangte Steuer mit 1 Rthlr. 12 Gr., also nahe an 75 Procent (denn die Waare selbst kostete nur 2 Rthlr.) baar zu entrichten, als auf seine Aeußerung, daß die Pfeifen nach Magdeburg bestimmt wären, man ihn zu erkennen gab, solchenfalls werde beim Austritt aus dem Rethenschen er sie zum zweiten Male mit 1 Rthlr. 12 Gr. verzollen müssen. Umsonst trug er darauf an, daß Seiten des Zollamtes Radefeld das Kistchen plombirt werden möge, denn man versicherte ihm, es sei dieses Zollamt dazu nicht autorisirt. Unter diesen Umständen und da der Reisende die Thonpfeifen mit 150 Procent zu verzollen nicht gemeint war, mußte er es als eine besondere Güte ansehen, daß auf sein Bitten man dem Kistchen in der Niederlage des Zollamtes so lange eine Stelle vergabte, bis er von Magdeburg auch wieder über Radefeld retourirte. Bei dieser Gelegenheit nun nahm der Reisende dort gegen eine Gratification an den Absender das Kistchen mit den 300 Stück Grimmaischen Pfeifen wieder an sich und fuhr es nach Leipzig zurück, wo er im äußern Thore deshalb 1 Rthlr. deponiren mußte, darauf jedoch nach vorgängiger Erklärung der ganzen Bewandniß, bei der Geleitz- und Accise-Einnahme 23 Gr. zurückerstattet bekam. Nach solchem Allen sendete der arme Geplagte das kleine Kistchen zuletzt mit einem Frachtfuhrmann über Schkeuditz, wo der Zoll von 1 Rthlr. 12 Gr. nur einmal erlegt zu werden brauchte, nach Magdeburg, und langte solches dort nach langer Zeit, großem Umwege und schwerer Fährlichkeit endlich noch glücklich an.

Silberräthsel.

Die erste Silbe ist ein Theil der zweiten;
Die zweite sind stets zwei. Soll ich das Ganze
deuten? —
Es ist des Ganzen Glück sobald die erste schwindet,
Und als die zweite dann vereint sich wieder findet.

Auflösung des Räthfels im vorigen Stück.

Wase. Wase. Nase.